



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Anders, Fritz: Der Parnassus in Neufidel

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Der Parnassus in Neusiedel

Von Fritz Anders

3



n demselben Abend war bei Frau von Seidelbast wieder einmal etwas los. Entweder gaben sich die „Getreuen“ dort Stellbischein, oder es war Teeabend oder Gesellschaft, oder es galt eine durchreisende musikalische Größe, namentlich Bayreuther Größe zu feiern oder den Geburtstag oder Todestag Wagners zu begehn. Aber immer wurde Musik gemacht, und meist kam Wagner allein zu Worte.

Die Seidelbastische Villa lag in der sogenannten Stadtkellerei, einer Vorstadt, die erst in neuern Jahren entstanden war. Diese Vorstadt dehnte sich von der Stadtgrenze bis zum Kellereivalde aus und stellte die Fremdenkolonie der Stadt dar. Denn hier hatten sich im Laufe der Zeit die pensionierten Generale, Geheimräte, und wer sonst noch Neusiedel zum Wohnorte erwählt hatte, angesiedelt, und hier stand an schön rechtwinkligen Straßen Villa bei Villa. Und von hier aus hatte man auch eine schöne Aussicht auf die alte Stadt, auf den Dom mit seinen drei Kuppeltürmen, auf die weite, grüne Ebene, an deren Grenze Neusiedel lag, und auf den Fluß, der sich hellglänzend in großen Bogen durch das Grün zog.

Die schönste und vornehmste Villa war die Villa der Frau von Seidelbast. Wobei wir jedoch bemerken müssen, daß es auch einen Herrn von Seidelbast gab, der freilich bei den musikalischen Veranstaltungen der gnädigen Frau wenig in Betracht kam, denn er war sehr schwerhörig. Übrigens war er ein feiner, alter Herr mit weißem Haar, weißem Bart, weißer Binde und schwarzem Gehrocke, der, wenn die Größen in seinem Hause gefeiert wurden, in gebückter Haltung und mit steifen Schritten im Hintergrunde herumzog und bereit war, jedem, der die Güte hatte, ihn zu bemerken, eine freundliche Selbstverständlichkeit zu sagen. Er hatte in irgendeinem Ministerium eine hohe Stelle verwaltet, hatte es zum Wirklichen Geheimen Räte, aber nicht zur Exzellenz gebracht. Schade! Dann war er wegen seiner Schwerhörigkeit in Pension gegangen, und zwar von Berlin fort, was er gegen den Willen seiner Frau durchsetzte. Er hatte den Lärm satt und wollte den Rest seiner Tage in stiller Beschaulichkeit verbringen. Den Ausschlag gab, daß er gerade damals die Villa in Neusiedel und einen hübschen Posten Geld geerbt hatte. Anfänglich war Frau von Seidelbast unglücklich darüber, daß sie aus dem Mittelpunkte einer geistvollen Geselligkeit ausscheiden sollte, aber dann fand sie sich. Neusiedel bot zwar an sich gar nichts. Es war ein großes Opfer, in Neusiedel leben zu sollen. Aber Neusiedel lag doch nicht aus der Welt. Wie schnell war man in Berlin oder in Dresden oder in Weimar oder in Bayreuth. Bei den heutigen Verkehrsverhältnissen spielen doch fünfzig Meilen gar keine Rolle. Nicht wahr? Und es gab ja auch in Neusiedel liebe Menschen, mit denen man verkehren konnte, General von Kämpfer, Exzellenz, und seine Familie, Baurats, Direktors, Neugebauers und die andern. Liebe, gebildete Menschen. Und was

man in sich trägt, das nimmt man doch mit an jeden Ort, wo man sich niederläßt. Nicht wahr? Wenn man nur die Kunst im Herzen hat, so viel bekommt man überall ins Ohr, daß man nicht künstlerisch verhungert.

Und so waltete denn Frau von Seidelbast in ihrem stimmungsvoll eingerichteten Hause als Priesterin der Kunst, unterstützt von Fräulein Binz, die früher Erzieherin im Hause gewesen war, jetzt aber die wirtschaftliche und vor allem musikalische Stütze der Hausfrau darstellte, von Johann, dem Bedienten, von einer Köchin, zwei Hausmädchen und so vielen und so oft wechselnden Hilfskräften, daß ihre Zahl nicht festzustellen ist.

Frau von Seidelbast war eine Dame, ich würde sagen von den besten Jahren, wenn sich nur sagen ließe, welche Jahre dies bei den Damen sind. Jedenfalls war sie viel jünger als der Herr Geheimrat.

Fast hätte ich vergessen, zu berichten, daß Frau von Seidelbast auch drei Kinder hatte, Gunding, Hilda, die eigentlich Brunhilde hieß, und Dünter, der eigentlich Günter hieß und die Bezeichnung aus den Kinderjahren nicht hatte loswerden können. Gunding war Primaner, wir kennen ihn schon, Hilda war ein feines, junges Mädchen in der ersten Jugendblüte, und Dünter war ein hoffnungsvolles Raubhehn. Die Mutter, erfüllt mit ihren hohen und idealen Aufgaben, kümmerte sich um ihre Kinder nicht gerade viel. Sie wußte sie ja in den besten Händen — nicht wahr? —, und es gehört ja auch zur Kunst der Erziehung, den jungen Seelen ihre volle Freiheit zu lassen.

Bei Seidelbasts war also diesmal Teeabend. Die kleinern Räume der Wohnung waren geöffnet. Es herrschte in diesen Räumen ein stimmungsvolles Dunkel etwa so wie in einem Orchester, wo jede Lampe ihren dunkeln Schirm hat. Nur im Speisezimmer war volle, prosaische Helligkeit. Hier waren Tische gestellt und mit allen denkbaren Speisen von der Hummermayonnaise bis zum Cheddarkäse beladen, denn es sollte später von Büffet gegessen werden. Im Salon, in dem auch der Flügel stand, war es am dunkelsten. Das satte Blau der kommenden Nacht blickte durch die dunkeln Vorhänge hindurch. Und dort sumimte in dämmerigem Schatten eine Teemaschine, an der zwei junge Mädchen — Hilda war nicht darunter — in feierlicher Weise walteten. Hilda empfing die Gäste und geleitete sie in den Salon, wo Frau von Seidelbast den Platz der Vorsitzenden an einem großen runden Tische einnahm. Dies war ein Vorrecht, das man ihr aufgedrängt, und das sie angenommen hatte in dem stillen Bewußtsein, dem großen Meister, dem ihre Gedanken Tag und Nacht dienten, nähergestanden zu haben als irgendeiner des Kreises. Sie empfing ihre Gäste mit einer der verbindlichen Redensarten, die sie immer auf Lager hatte, mit lächelndem Kopfnicken und Handgruß, blieb aber dabei zur Hälfte in ihrer eignen Gedankenwelt und beteiligte sich nur mit der Hälfte ihres Geistes an dem, was gesprochen wurde. Dafür durften aber auch ihre Gäste in ihrem Hause machen, was sie wollten. Nur wenn die Notenblätter rauschten und der Flügel geöffnet wurde, war sie ganz bei der Sache.

Die Getreuen also versammelten sich. Es waren in ihrer Art dieselben, die man in Bayreuth die Intimen nannte, Generals, Baurats, Direktors, Neubauers und die andern. Dazu kamen noch ein paar jüngere Herren, Referendare, Leutnants, die, während die Damen den runden Tisch umgaben, und die ältern Herren irgendwo Gruppe machten, die Teetasse in der Hand die Wände zierten.

Man war an diesem Tage zahlreicher und pünktlicher gekommen als sonst, einessteils, weil ein besondrer Genuß, über den geheimnisvolle Gerüchte umgingen, bevorstand, andernteils, weil das Ereignis des Tages, das neue Theater, und was

damit zusammenhing, und was daraus folgen konnte, besprochen werden mußte. Jeder der Damen, die an dem runden Tische Platz genommen hatten, schwebte das Wort Theater auf den Lippen, aber niemand wollte der Wirtin vorgreifen. Und die Wirtin, die in ihrer eignen Welt lebte und das Tageblatt nicht las, wußte nichts von dem, was die ganze Stadt bewegte. Endlich — die Spannung war unerträglich geworden — wurde es unmöglich, länger zu schweigen.

Sagten Sie nicht: Theater, Exzellenz? fragte Frau Neugebauer.

Exzellenz hatten es zwar nicht gesagt, nahmen aber das Wort sogleich auf.

Theater! Denken Sie mal, ein Theater! Sechshunderttausend Mark für ein Theater! Ist das nicht großartig? Keinesweg aus heiler Haut!

Heiterkeit.

Wer hätte das von dem alten lächerlichen Kerl gedacht, meinte Frau Direktor.

Und dem wollen sie ein Denkmal setzen.

Es scheint, daß man erst sterben muß, sagte der Herr Direktor, bis man in seiner ganzen Güte anerkannt wird.

Abermalige Heiterkeit.

Frau von Seidelbast hatte nur mit halbem Ohre hingehört. Was hat wer geschenkt? fragte sie.

Der selige Kumpelmann — ein Theater, wurde geantwortet. Ein komplettes Theater. Fehlt nur noch der Souffleur und das andre.

Sie nehmen doch eine Loge, Frau Neugebauer?

Natürlich! erwiderte man von allen Seiten. Nächsten Winter ist alles fertig. Man weiß schon für bestimmt, daß der Eröffnungstag der dritte November sein wird, und daß man zur Eröffnung den Orpheus geben wird.

Orpheus in der Unterwelt, äußerte einer der jungen Herren an der Wand, ist großartig. Der Prinz von Arkadien — schneidig.

¿ wo, erwiderte ein anderer, Orpheus von Gluck.

Von Gluck? Donnerwetter. Schneidig.

Die Seidelbast'sche Villa hatte als ein modernes Gebäude etliche unmotivierete Schlüfter und Winkel. Auch der Musiksalon zeichnete sich durch einen Winkel aus, in den man sich zurückziehen und von dem aus man einen freien Blick in das Speisezimmer haben konnte, was für hungrige Seelen etwas Tröstliches hatte. Dieser Winkel war bei den geheimrätlichen Kindern sehr beliebt und hatte den Namen: Die Tonne, womit man die Tonne des Diogenes und also einen Philosophenwinkel meinte. Daß Diogenes seine Laterne, wenn er sie nicht brauchte, in seiner Tonne aufgehängt habe, ist historisch nicht nachweisbar, in der Seidelbast'schen Tonne hing eine stilvolle Laterne mit grünen Bugenscheiben, und unter ihr saßen Hunding und Dünter. Hilda waltete ihres Amtes als Wirtin, warf aber mehr als einen begehrlchen Blick nach ihrer geliebten Tonne. Aber die Pflicht duldete es noch nicht, daß sie sich ins Privatleben zurückziehe. Endlich, nachdem alles in Ordnung gebracht war, konnte sie dem dringlichen Winken Dünters nicht widerstehn. Aber sie setzte sich doch nur auf die Ecke eines Stuhles, und zwar so, daß sie jeden Augenblick wieder in Aktion treten konnte:

Du, Hilda, sagte der Primaner, heute hat mich der Cato ein geniales Kamel genannt. Ist das nicht famos?

Das laßt ihr euch gefallen? erwiderte Hilda.

Von jedermann natürlich nicht. Alle Hagel, hat der uns heute einen feinen Schmus gehalten. Wir waren alle ganz begeistert. Denke dir, Hilda, eine Klasse begeisterter Primaner! Und wir haben uns das Wort gegeben, daß Catos Spruch: Fideliter didicisse auf den Vorhang gemalt wird.

Hilda rümpfte ein wenig die Nase und meinte: Mama sagt, Inschriften, besonders Inschriften, die man lesen könne, hätten eine unkünstlerische Wirkung.

Was willst du denn? Unser Spruch ist doch lateinisch und also auch unlesbar.

Auf den Vorhang kann überhaupt nichts geschrieben werden, denn ein moderner Vorhang ist aus weichem Stoff gemacht und teilt sich in der Mitte. Sagt Mama.

Schade, antwortete Hunding. Mir machte es gerade Spaß, wenn zuerst die weißen Atlasstühle zum Vorschein kamen und man sich fragte: Wer wird denn nun da dran sitzen? Weißt du, Hilda, wir haben heute dem Cato eidlich gelobt, in kein Schauspiel zu gehn, das nicht wenigstens von Schiller ist. Aber ich will wetten, wenn seinem Schwiegersohn sein Verlornes Paradies gegeben wird, dann sind wir alle drin, den Cato mit einbegriffen.

Ihr solltet lieber euern Schwur halten, sagte Hilda, denn das Verlorne Paradies soll nichts für junge Leute sein.

Em! erwiderte Hunding, wir riskieren es, wir können schon einen Knuff vertragen. Sage einmal, dauert denn die Geschichte da draußen noch lange?

Sie hat ja noch gar nicht einmal angefangen.

Ich wollte, sie hätte schon wieder aufgehört.

Ach, Hunding, rief Hilda, du hast keinen künstlerischen Schwung — wie Mama. Du bist ein gentales Kamel und hast immer Hunger.

O Hilda, erwiderte Dünter, du hast ja auch Hunger.

Hilda machte eine erhabne Miene, warf aber doch einen Blick durch die offene Tür in das Speisezimmer, wo allerlei Herrlichkeiten auf Büfett's aufgebaut waren.

Dünter, sagte Hunding, schleiche hinein und mopse uns was.

Dünter drückte sich um die Ecke und kam mit ein paar Lachssemmln zurück. Geniere dich nicht, sagte Hunding zu Hilda, aber Hilda genierte sich doch.

Denn da kam eben Onkel Philipp Ermsdorf. Das Wort Onkel darf nicht zu ernst genommen werden, denn Philipp Ermsdorf, der Sohn des alten Baurats und Baumeister wie sein Vater, war weder dem Verwandtschaftsverhältnisse noch dem Alter nach ein Onkel der Seidelbast'schen Kinder. Aber er war seit langen Jahren Hausfreund bei Seidelbast's, und Hunding schwärmte für ihn, und Hilda nannte ihn, wie sie das von lange her gewohnt war, unbefangen: Onkel Philipp und behandelte ihn, da er schon über dreißig Jahre alt war und noch älter ausah, als Mummelgreis. Onkel Philipp machte seine Begrüßungen ab und steuerte dann geradeswegs auf die Tonne zu.

Darf ich? fragte er eintretend.

Sie dürfen, antwortete Hunding und machte Platz.

Haben Sie auch Hunger? fragte Dünter, bereit, eine neue Expedition zu wagen.

Offen gestanden — ja, erwiderte Onkel Philipp.

Das darf man aber nicht, wenn man zu Mama kommt, sagte Hilda.

Sie wissen doch, bei uns gibt es immer erst sehr spät etwas. Und dann hat man bei uns überhaupt keinen Hunger, sondern schwelgt Kunst.

Aber ich bin ja gar nicht der Musik wegen gekommen, wandte Philipp Ermsdorf ein.

Weshwegen denn?

Ihretwegen.

Aber das ist sehr nett von Ihnen, Onkel Philipp, sagte Hilda in voller Harmlosigkeit. Und Onkel Philipp war mit der Antwort nicht völlig zufrieden.

Aber Sie sollen eine Lachssemmel bekommen, fuhr Hilda fort, wenn Sie versprechen, etwas für Ihre künstlerische Ausbildung zu tun.

Hilda, rief Hunding, du bist köstlich, Onkel Philipp ist doch schon Künstler.

Sind denn Baumeister Künstler? fragte Hilda.

Das kommt auf die Betonung an, antwortete Philipp Ermsdorf. Ob man nämlich sagt: Baumeister oder Baumeister. Kunst kommt her von Können. Wer etwas kann, ist Künstler.

Ich weiß doch nicht, sagte Hilda nach einigem Besinnen. Dann könnte auch ein Bäckermeister Künstler sein. Mama sagt: die Kunst ist die Empfindung der Seele, ist Ergriffensein, ist Stimmung. Ich weiß nicht, was sie alles noch ist. Ist auch nicht so wichtig. Aber ein Künstler ist ein Halbgott. Ein Künstler trägt niemals Stehtragen und Pincenez, und er singt Tenor oder mindestens Bariton.

Man konnte nicht recht unterscheiden, ob, was Hilda sagte, Scherz oder Ernst war. Vielleicht beides. Jedenfalls war Neckerei dabei, denn Philipp Ermsdorf trug einen Stehtragen von ansehnlicher Breite sowie ein Pincenez und sang entweder gar nicht oder zweiten Baß.

Inzwischen hatte Dünter noch ein paar Nachsemmeln „gemopft“. Und nun kam auch Papa mit einer Flasche Wein hinzu, und das Glück wäre vollkommen gewesen, wenn der alte Herr nicht so schwer gehört hätte, und wenn man sich nicht hätte hüten müssen, ein lautes Wort zu sprechen.

Denn währenddessen hatte die Musik begonnen. Frau von Seidelbast hatte mit müdem Blicke auf die Noten gewiesen, die auf einem Sessel lagen, und einige jüngere Herren hatten sich der Noten bemächtigt, als gälte es einen Prinzenraub auszuführen. Dann hatte es am Flügel lange Beratungen gegeben, bis zuletzt gewählt wurde, was von vornherein feststand. Dann hatte sich Fräulein Vinz, die ein kleines, dünnes, aber muskelkräftiges Persönchen war, aus untergelegten Noten einen Turm auf dem Klavierstuhl errichtet, sich mit aller Umständlichkeit niedergelassen, und die Hände und Finger geredt wie einer, der sich anstreckt, einundeinhalb Zentner zu stemmen. Und dann war es losgegangen. Meist Wagner. Aber auch Schumann und die Mondscheinsonate wurden zugelassen. Nun aber folgte die Überraschung. Die Vorhänge vor dem Eingange in das Turmzimmer taten sich in Bayreuther Weise, doch nicht ohne Widerstreben auseinander. Man sah einen Tisch und darauf einen Stuhl und darauf einen Sessel, und alles dies verdeckt mit einem dunkeln Teppich. Oben drauf stand in magischer Beleuchtung ein Champagnerkühler. Dies alles befand sich hinter einem meergrünen Schleier, der die ganze Türöffnung ausfüllte, und hinter diesem Schleier umkreisten schwebenden Schrittes drei weibliche Gestalten mit aufgelöstem Haar und meergrünen Schleiern den Aufbau. Dies also war die Überraschung: der Anfang des Rheingoldes, szenisch dargestellt. Der teppichverhüllte Aufbau stellte die Klippe dar, auf der der Schatz des Rheingoldes bewahrt wurde, der magisch beleuchtete Champagnerkühler war das Rheingold und die drei weiblichen Gestalten Vogelnde, Wellgunde und Floßhilde. Am Boden lag etwas Dunkles, Ungeformtes.

Fräulein Vinz, die sich schon in eine gewisse künstlerische Wut gespielt hatte und alle, die ihr nahe kamen, ansah, als wenn sie sie fressen wollte, stimmte das ewig lange Es an und dazu die Quinte und noch ein paar Töne. Kenner wußten, daß dies das „Naturmotiv“ war, aus dem sich das „Wellenmotiv“ entwickelte, worauf in melusinenhafter Bewegung das „Rheintöchtermotiv“ einsetzte, und die Rheintöchter sangen:

Weia! Waga!  
Woge, du Welle!  
Walle zur Wiege  
Wagalaweia!  
Wallala weiala weia! Und so weiter.

Himmlich! Frau von Seidelbast empfand Sehnsucht nach Bayreuth und einen fast körperlichen Schmerz darüber, daß man die Rheintöchter nicht schweben lassen konnte wie dort, und daß der Hort nur in so unvollkommener Weise nachgebildet worden war.

Da entwickelte sich das Dunkle, Angeformte zu einem Männerkopfe und Männerleibe. Alberich ist es, der aus der Tiefe auftaucht, der die Klippe zu erklimmen sucht, aber an dem „garstigen, glatten, glitschrigen Glimmer“ herabgleitet. „Feuchtes Raß füllt ihm die Nase: Verfluchtes Niesen.“ Die Rheintöchter necken den verliebten Alb, nahen sich und entziehen sich ihm und so fort, bis die Sache textlich, szenisch und musikalisch zu schwierig wird. Worauf die Musik mit einem überraschenden Akkorde abbrach und sich die Gardinen schlossen.

Begeistertester Beifall. Großartig, nein wirklich famos! Welche von den drei jungen Damen am besten gemimt und gesungen hatte, es war unmöglich, darüber zur Einigkeit zu kommen. Auch Herr Neugebauer, der den Alberich gesungen und so verliebt gemimt hatte, daß seine Frau Regungen von Unwillen empfand, erhielt sein Teil Lob. Frau von Seidelbast lag in ihrem Lehnstuhle und war so ergriffen, daß sie nur noch schwach den Kopf bewegte. Ihre Gedanken weilten in einer fernen schönen Vergangenheit. Ach ja, seufzte sie, wer das Glück gehabt hat, ihn, den Meister der Meister, persönlich gekannt zu haben, der ist zu beneiden. Ich habe ihn noch sehen und grüßen dürfen. Ich habe einen Abend zu seinen Füßen sitzen dürfen. Es war nach einer Probe zur Götterdämmerung. Der Meister war himmlisch unausstehlich. Nichts war ihm recht. Ein Brasilianer hatte ihn gestellt und durch banales Lob tief verstimmt. Aber darf ein Meister, wie er, nicht das Recht haben, verstimmt zu sein? Ja, meine Herrschaften, ein Künstler darf Launen haben, er soll Launen haben. Denn Kunst ist Stimmung. Gnädiges Fräulein, sagte er zu mir — oder sagte er Fräulein Frida? oder sagte er Frida? — heiraten Sie niemals einen Brasilianer. Die Kerls sind Lausbuben. — — — O, es war göttlich schön. Von dem Tage an, fuhr sie nach einer Pause in tragischem Tone fort, von dem Tage an trage ich eine nagende Sehnsucht nach Bayreuth in meiner Seele. Und ach! wenige Monate darauf wölbte sich ein grüner Erdhügel über des Meisters Grab. Welch ein zermalmender Schmerz! Ich habe diesen Schmerz in der Villa Wahnsfried empfunden — mit empfunden. Wahnsfried wurde meine geistige Heimat, der Kultus dieses Unsterblichen meine Lebensaufgabe. Wenn es möglich wäre, die Bayreuther Festspiele über ganz Deutschland auszubreiten, ich würde mit Freuden Zeit und Kraft dieser Aufgabe widmen.

Langes Schweigen. Tiefe Ergriffenheit. Darauf trat Johann in die Mitte des Zimmers, machte eine gehorsame Verbeugung und öffnete die Flügelthüren des Speisesaals. Man stieg von den göttlichen Höhen der Kunst herab, man faßte sich, man wandte sich den Lachssemeln und dem russischen Salate zu.

## 4

Nach der gemessnen Zeit, die eine Magistratsvorlage braucht, um für einen Stadtverordnetenbeschluß reif zu werden, lag diesem Kollegio der Antrag des Magistrats vor, die Stadtverordnetenversammlung wolle beschließen, das Rumpelmannsche Legat anzunehmen und ein Staditheater zu erbauen. Man fragt vielleicht, was denn hier noch zu beraten und zu beschließen sei, da ja das Geld vorhanden und durch Erbschaft in den Besitz der Stadt übergegangen war. Wir wollen uns jedoch hüten, diese Frage zu stellen, um uns nicht den Vorwurf der Kurzsichtigkeit zuzuziehen. Man setze den Fall, daß einer Landgemeinde eine Turmuhr geschenkt wird, soll sie nicht vorsichtig erwägen, welche Kosten mit dem Geschenk verbunden sein könnten, soll sie nicht sprechen: ja, schön, die Uhr ist da, aber wer kommt für die Uhrschmiere auf?

Und das ist bloß eine Uhr. Ein Stadttheater ist aber doch eine viel schwierigere Sache. Man kann nicht wissen, was daraus folgt, Straßenbeleuchtung, Pflasterung, Vermehrung der Polizisten, Versicherungskosten, und wer weiß, was noch. Und zuletzt sind zehn Prozent Steuerzuschlag zusammen, man weiß nicht wie. Da war es denn doch die Aufgabe eines jeden gesinnungstüchtigen Stadtverordneten, diesem Magistrate gegenüber — man weiß ja, wie Magistrate sind — den Daumen auf den Beutel zu drücken, und weil man nicht wissen konnte, ob man mit Bauplatz oder Materiallieferung etwas verdienen können oder nicht, zu Haus und im Bürgerverein ernste Erwägungen anzustellen und die Sache gewissenhaft und unparteiisch zu prüfen.

Aber auch der Magistrat, der natürlich von vornherein für die Annahme des Legats und für den Bau des Theaters war, hatte sich gerüstet und den Herrn Rentier Lederbogen, der einen leicht beweglichen Sprechmechanismus hatte und sich für alles begeisterte, worauf eine Rede gehalten werden konnte, für seine Sache gewonnen. Herr Lederbogen hatte es übernommen, für das Theater „eine begeisterte Lanze“ zu brechen.

Als nun in der betreffenden Stadtverordnetenversammlung der Herr Bürgermeister im kühlen Geschäftstone die erfreuliche Mitteilung machte, daß Herr Gottfried Eduard Kumpelmann gestorben sei, und daß er der Stadt ein Legat von sechshunderttausend Mark hinterlassen habe mit der Maßgabe, daß mit besagtem Kapital ein Theater zu erbauen sei, drückte die eine Hälfte der Versammlung in ihren Mienen freudige Überraschung, die andre tiefe Besorgnis aus.

Die Diskussion ist eröffnet, sagte der Herr Stadtverordnetenvorsteher. Noch war das letzte Wort dieses Satzes nicht gesprochen, so schoß Herr Lederbogen wie eine angezündete Rakete in die Höhe, bat ums Wort und hielt seine wohl vorbereitete magistratsfreundliche Prunkrede. Er begrüßte die Worte des allezeit vorsorglichen Herrn Bürgermeisters mit freudiger Genugtuung und war der Meinung, daß sich eine aufstrebende Stadt nicht allein durch Steuerkraft und Intelligenz, sondern auch durch Liebe zur Kunst und Besitz würdiger Kunststätten auszeichnen müsse. Es sei eine Schmach und eine Schande, wie Neustedel in letzterer Beziehung von viel kleinern Städten überflügelt werde. Roditz und selbst Schwarzenbach hätten eigne Theater, Neustedel nicht. Denn, meine Herren, sagte er, das müssen Sie selber zugestehn, das Theater im Saale der Thalia ist eine Klappe und kein Theater, und man kann keinem anständigen Menschen zumuten, sich dort hinzusetzen und sich Rheumatismus zu holen. (Murren und Unruhe in einer Gruppe von Verordneten, die in der Thalia ihr Bier tranken und mit dem Thaliawirte befreundet waren.) Und so ist, schloß der Redner, die Vorlage des Magistrats mit Dank zu begrüßen. Ich setze voraus, daß die Annahme des Legats und der Bau des Theaters einstimmig votiert wird.

Demgegenüber konnten freilich die bereits oben angedeuteten Bedenken von anderer Seite nicht unterdrückt werden. Ob es sich nicht um uferlose Pläne des Magistrats handle? ob sich nicht aus dem Bau des Theaters Verpflichtungen für die Stadt ergäben, die gar nicht übersehn werden könnten? und ob nicht das Ende von allem eine Vermehrung des Steuerdrucks für die Bürgerschaft sein werde?

Der Herr Bürgermeister konnte sich diesen Befürchtungen nicht anschließen. Vielmehr erwartete er aus dem Theater eine ergiebige Einnahmequelle. Man werde doch das Theater nicht in eigne Regie nehmen, man werde es verpachten, und die Pachtsumme sei Gewinn. Dies machte auf die Majorität Eindruck, die Minorität blieb aber der Meinung, man könne nicht wissen, man könne nicht wissen.

Da erhob sich Herr Professor Zeilius, der es sich zur Ehre anrechnete, zu dem Kollegium der Stadtverordneten zu gehören, und sagte: Meine Herren, Sie haben

dhaa-ffinanzielle Schwierigkeiten gefunden, wo es keine Schwierigkeiten geben darf. Für ideale Aufgaben muß Geld da sein. Ein Theater ist eine ideale Sache. Dhaa: Der Mensch lebt nicht von Brot allein. Der Mensch bedarf auch der Erziehung durch die Kunst. Ingenuas didicisse fideliter artes, meine Herren, emollit mores, nec sinit esse feros. Diese Inschrift muß auf dem Vorhange des neuen Theaters zu lesen sein. Wobei ich voraussetze, daß die Skene dieses Theaters nicht der Tummelplatz Leichtfertigen Ugelichters, sondern das Logeion sein werde, auf dem unsere großen Meister von Aschylus bis zu Schiller zu Worte kommen.

Professor Zeltus hatte einmal dem Stadtverordneten Doktor Feilgenstedt einen lateinischen Schützer nachgewiesen und sich dadurch einen unverföhnlichen Feind erworben. Seitdem widersprach Doktor Feilgenstedt jedesmal dem, was der Professor redete. So auch diesmal. Er könne nicht verstehen, sagte er, wie diese Inschrift für den Vorhang geeignet sein solle. Hinter den Kulissen könne sie seinetwegen angebracht werden. Denn, die ihre Rollen fleißig zu lernen hätten, seien die Schauspieler und nicht das Publikum. Auch zweifle er daran, daß Komödianten durch das Studium ihrer Rollen veredelt würden. (Seiterkett.)

Worauf der Professor mit Würde erwiderte: Künste treiben und Rollen lernen seien zweierlei Sachen. Auch Kunst und Kunst, Theater und Theater seien zweierlei Sachen. Er wünsche nicht, daß in Neusiedel eine Anstalt zur Verhuzung des Geschmacks und zur Verwilderung der Sitten, sondern eine weishevolle Stätte echter Kunst errichtet werde, und er werde seine Zustimmung zu dem Antrage des Magistrats abhängig machen von den Garantien, die ihm in dieser Beziehung gegeben werden würden.

Und ich, sagte der Stadtverordnete Schimmelmänn, werde meine Abstimmung von dem Plaze abhängig machen, auf den das Theater zu stehn kommt. Denn, meine Herren, was habe ich in der Wasserstadt davon, wenn das Theater in der Kellerei zu stehn kommt? Überhaupt, meine Herren, die Wasserstadt! Sie wird stets vernachlässigt, bei jeder städtischen Unternehmung. Die Wasserstadt war früher das Herz von Neusiedel, und heute? Was ist sie heute? Ich beantrage, daß das Theater auf den Grantplatz oder auf die Spitalbreite gebaut wird. Meine Herren, es handelt sich um eine volkswirtschaftliche Aufgabe. Nicht bloß um ein Vergnügen der reichen Leute, sondern darum, daß da, wo das Theater steht, auch etwas verdient wird.

Dies war das Stichwort für den Redakteur Schnatter, der im Kollegium der Stadtverordneten die Interessen des arbeitenden Volkes vertrat. Dieser legte sein Gesicht in hämische Falten und begann im ruppigsten Tonfalle: Sehen Sie mal an, das ist ja sehr lehrreich, daß die Bürgerschaft eine Vorlage ablehnen will, wenn sie keinen persönlichen Nutzen davon hat. Wir ist nicht erinnerlich, daß das Theater den Herren Stadtverordneten oder einem maßgebenden Klügel der Bürgerschaft vermacht ist, sondern der Stadt. Und dazu gehört denn doch wohl das arbeitende Volk. Diesem Volke will Herr Schimmelmänn das einzige Bildungsmittel, das ihm bei seiner Verelendung bleibt, das Theater, vorenthalten, wenn es ihm unbequem liegt, oder wenn er bei dem Verkaufe des Baugrundes keinen Rebbes macht. (Zurufe: Gemeinheit! Widerrufen! Wort entziehen! Glocke des Vorsitzenden.) Wir kennen ja die Profitwut dieser Herren. Ich erinnere nur an den Bau des Schlachthofes, wo diese patriotischen Herren der Stadt das Fell über die Ohren gezogen haben. (Unruhe.) Und wer hat die Suppe aufessen müssen? Der kleine Mann, dem man eine unerträgliche Last von Steuern auf den Hals gewälzt hat. Ja, meine Herren, so verwalten Sie die Stadt. Wir werden der Annahme des Legats und dem Bau des Theaters zustimmen in der Erwartung, daß alle Plätze den gleichen Preis haben. Dann mögen die Herren, die sich am Marke des Volkes mästen —

Vorsitzender: Ich nehme an, daß der Herr Stadtverordnete keinen der Anwesenden gemeint hat.

§ Gott bewahre! (Heiterkeit im Kreise der Sozialen.) Dann würden diese Herren am eignen Fleische erfahren, wie dem Arbeiter zumute ist, wenn er die Welt hoch oben von der Kanaille aus ansehen muß. (Stürmisches Bravo der Sozialisten, erregte Zurufe, große Unruhe.)

Nachdem sich die Wogen der Erregung etwas gelegt hatten, kam Herr Seifenfabrikant Lippspitz ans Wort. Er erlaube sich, sagte er, einen Vorschlag. Geistige Genüsse seien ja ganz gut, aber das körperliche Wohlbefinden stehe doch noch höher. Hautpflege sei die dringendste Anforderung der Gegenwart. Und die Stadt habe noch keine öffentliche Badeanstalt. Man könne ja das Geld dazu verwenden, eine Badeanstalt zu bauen. Dann könnte auch der Wunsch jener Herren, die alles gleich haben wollten, erfüllt werden, denn im Schwimmbassin gäbe es weder Sperrfisch noch Kanaille. (Heiterkeit.) Der Herr Bürgermeister werde gewiß das Seine tun, der Stadt zu einer Badeanstalt zu verhelfen.

Der Herr Bürgermeister nahm die Anregung dankbar entgegen, bemerkte aber, daß das Legat nur stiftungsgemäß, das heißt zu einem Theaterbau verwandt werden dürfe.

Es folgte eine lange Verhandlung, es verursachte viele Mühe, die Diskussion von den Nebengleisen, auf die sie immer wieder geriet, zum Thema zurückzubringen. Es entwickelte sich eine endlose Geschäftsordnungsdebatte über die Priorität der elf Anträge, die inzwischen eingegangen waren, es belebte sich, nachdem schon alles vorüber zu sein schien, das Feuer der Beredsamkeit von neuem über die Frage, ob die Ausführung des eventuellen Beschlusses dem Magistrat oder einer gemischten Kommission zu übertragen sei. Endlich war man im reinen. Das Legat wurde angenommen, der Theaterbau wurde beschlossen, und die gemischte Kommission siegte ob. Auch der Herr Professor Feilbus hatte zuletzt für das Theater gestimmt, nachdem ihm der Herr Bürgermeister in einigen allerdings etwas allgemein gehaltenen Wendungen die gewünschten Garantien gegeben hatte.

## 5

Man glaubt nicht, welche Schwierigkeiten es einer Stadt verursacht, ein Theater zu bauen, selbst wenn das Geld dazu bar und richtig bereit liegt. Schon eine Theaterbaukommission zu besetzen verursacht Kopfschmerzen, das heißt Leute zu finden, die den Mut haben, vorzugeben, daß sie die Sache verstünden. Natürlich gehörte zu dieser Kommission der Bürgermeister. Ein Bürgermeister muß ja von Berufs wegen alles verstehn. Dann der Doktor Feilgenstedt, der Rentier Lederbogen und noch einige andre. Und zuletzt der Redakteur und Volkstribun Schnatter. Es war klug gewesen, diesen Mann nicht zu übergehn. Denn man mußte doch annehmen, meinte man, daß er, wenn er bei dem, was in der Kommission beschlossen wurde, beteiligt war, hinterher in seinem Blättchen nicht dagegen Sturm schlagen konnte. Man nannte das vornehme Gesinnung und soziale Gerechtigkeit.

Einige Sitzungen waren nötig, in denen man sich konstituierte und protokollmäßig feststellte, was man nicht wollte. Dann mußten Reisen angetreten, Theater besichtigt und Vorstudien gemacht werden. Dies besorgten der Herr Bürgermeister und Herr Rentier Lederbogen. Der Kommission wurde hinterher berichtet, was man zu berichten für gut fand. Dann aber trat die überaus schwierige Platzfrage in den Vordergrund. Daß das Theater nicht auf den Grantplatz erbaut werden dürfe, war den Bewohnern der Bergstadt zweifellos. Eben so fest stand es aber auch den Wasserstädtern, daß es nicht in die Nähe der Kellerei verlegt

werden dürfe. Aber wohin? Auf die Bürgerwiese? In die Schrebergärten? Für beide Vorschläge fanden sich begeisterte Freunde und heftige Gegner. In der Zeitung erhob sich ein erbitterter Kampf der Interessengruppen gegeneinander. Wie man denn daran denken könnte, dem kleinen Manne seinen Garten, seine einzige Erholungsstätte zu nehmen, um sie der Vergnügungssucht der Reichen auszuliefern, schrieben die, die in der Gegend der Schrebergärten keine Interessen hatten. Ob es denn gerecht und vernünftig sei, den Fremden, Leuten, die nicht einmal in Neusiedel geboren seien, das Theater vor die Tür zu bauen. Es sei ein Bürgertheater und müsse im Innern der Stadt errichtet werden, sagten andre; die in der Stadt einen Laden oder ein Haus oder ein Grundstück hatten. Worauf erwidert wurde, ob es denn vernünftig sei, einen Schmuckbau, der das neue Theater doch werden sollte, in einem Winkel der alten Stadt zu verstecken.

Mutige Spekulanten kauften und verkauften Gärten und Bauplätze, je nachdem die Chancen für die eine oder die andre Gegend zunahmen oder abnahmen. Endlich, nachdem in fünfstündiger und streng geheimer Sitzung der Kommission keiner von den in Aussicht genommenen Plätzen, sondern die Schinkelsche Gärtnerei gewählt worden war und man daran ging, sich mit dem Besitzer über den Preis zu einigen, fand sich, daß die Gärtnerei im letzten Augenblick an den Bankier Sally verkauft worden war, und dieser, offenbar der Agent für ein verborgnes Konsortium, forderte einen horrenden Preis. Es kam zu einem großen Tage in der Stadtvorordnetenversammlung, Schnatter stand erhaben da. Er rühmte sich, der einzige Vertreter von Tugend und Recht zu sein, bezeichnete die bürgerliche Welt als verfault und warf der Kommission die gewissenlose Verschwendung städtischer Gelder und den Verrat von Amtsgeheimnissen vor. Die Kommissionsmitglieder, von denen eins allerdings den Verräter gespielt haben mußte, machten sich gegenseitig Vorwürfe, die Streitfrage komplizierte sich und griff auf das persönliche Gebiet über, und zuletzt flog die Kommission auseinander. Ja es gab Leute — Herr Seifensieder Bippspitz soll nicht persönlich verantwortlich gemacht werden —, die darauf hinarbeiteten, den Beschluß des Theaterbaues umzustößen.

Nun aber nahm der Herr Bürgermeister die Sache selber in die Hand und setzte ohne Kommission durch, daß das Theater auf städtischen Grund und Boden, nämlich auf die Bürgerwiese gebaut werde, was offenbar das einfachste und billigste war. Sally aber und seine Hintermänner tippeten sich betrübt auf die Stirn und sagten mit tiefem Verständnis: Warum sind wir aber auch so dumm gewesen und haben diesen Lump von Schnatter nicht ein paar Prozente verdienen lassen.

Da nun aber einmal keine Sache ohne Kommission zuwege gebracht werden kann, so mußte die Kommission rekonstruiert werden. Die Bauspekulanten, die man wohl kannte, wurden beseitigt und an ihrer Stelle Leute gewählt, die man für um so zuverlässiger halten konnte, als jetzt nichts mehr zu verdienen war. Denn jetzt bestand nur noch die Aufgabe, den Bau zu vergeben. Sogleich teilte sich die Kommission in zwei Parteien. Die eine Partei wollte den Bau niemand anderm anvertrauen als dem berühmten Theaterbaumeister Alfred Schelling, und die andre Partei wollte eine Konkurrenz ausschreiben, zu der alle Architekten Deutschlands eingeladen werden sollten. Keiner der beiden Vorschläge fand den Beifall der Bürgerschaft. Eine Sache ohne Konkurrenz und Preisgericht zu vergeben hielt man für unmöglich. Aber ebensowenig wollte man zehntausend Mark für Preise, das heißt für nichts ausgeben. Da kam ein findiger Kopf auf die Idee, man möge drei anerkannte Meister zu der Konkurrenz auffordern und als Preis die Ausführung des Baues bestimmen. Damit erspare man zehntausend Mark.

Dieser Vorschlag fand Beifall. Schön. Also wer nun? Alfred Schelling. Natürlich Alfred Schelling. Und zweitens? Zweitens Baurat Himmelby in Charlottenburg. Gut. Zweitens Himmelby. Und drittens? Man wußte wirklich nicht gleich einen dritten Namen zu nennen.

Meine Herren, sagte da ein Mitglied der Kommission, von dem übrigens bekannt war, daß es mit Baurat Ermsdorf befreundet war, warum suchen Sie denn nach fremden Kapazitäten, da sie Kapazitäten am eignen Orte haben? Es sei doch wahrlich kein Grund vorhanden, den Baurat Ermsdorf zu übergehen, der die Stadt mit so vielen schönen Willen geschmückt habe, der eine hohe Steuer zahle, und durch den viel Geld nach Neusiedel gekommen sei.

Ja, aber, hieß es, würde sich denn Ermsdorf überhaupt an der Konkurrenz beteiligen wollen?

Man kann ihn ja sondieren.

Das geschah denn auch bei Gelegenheit des Dämmerchoppens mit großer Feinheit. Ermsdorf war ein jovialer Herr, aber dabei ein geriebener alter Fuchs. Er antwortete auf die vorsichtige Frage, ob er sich wohl vielleicht, das heißt unter Umständen oder gewissen gegebenen Bedingungen an einer Konkurrenz beteiligen würde, mit lauter Fröhlichkeit: Natürlich, meine Herren. Das heißt, um ganz offen zu sein, es liegt mir nicht allzuviel an dem Bau. Wissen Sie, daran wird nicht viel verdient. Aber für das Geschäft ist es wichtig. Es wäre mir doch fatal, wenn es hieße: Da bauen sie nun in Neusiedel ein Theater und haben den Ermsdorf am Orte und fordern ihn nicht einmal zur Konkurrenz auf. Also mitmachen würde ich gern, am Gewinn der Konkurrenz liegt mir nicht viel.

Das sah man ein. Und so einen angesehenen Mann wie Ermsdorf wollte man doch auch nicht schädigen. Und es hatte doch auch gar keine Konsequenzen, wenn man ihn als dritten auf die Liste setzte.

(Fortsetzung folgt)



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichspegel

Berlin, 3. Januar 1909

Die Lage am Jahreschluß. Die Erdbebenkatastrophe in Italien. Iswolskis Dumarede und die europäische Lage. Zentrumsfeindschaft gegen den Reichskanzler.

Die Apostel des ewigen Friedens durchleben unbehagliche Zeiten. Zwar ist der Friede in Europa bisher gewahrt worden, und mehr als das: kein europäischer Staatsmann hat in der letzten Zeit zu einer Schilderung der politischen Lage das Wort ergriffen, ohne zugleich nicht nur der Hoffnung, sondern auch der Zuversicht Ausdruck zu geben, daß der Friede auch für weitere absehbare Zeit erhalten bleiben wird. Aber das ist doch nicht das, was die „Pazifisten“ — dieses schreckliche Wort hat sich ja nun einmal eingebürgert — erhoffen und ersehnen. Nicht wachsende Einsicht und zunehmende brüderliche Gesinnung unter den Völkern verhindern den Ausbruch eines Krieges; im Gegenteil, nie haben die Zeitumstände klarer gezeigt, daß nur die nüchterne Abwägung der Machtverhältnisse und die kühle Berechnung der erreichbaren Gewinnobjekte einzelne Mächte verhindern, die Fackel in den